

Verlag Bibliothek der Provinz

Sabine M. Gruber
ALLES GUT, AM ENDE

Roman

Sabine M. Gruber
ALLES GUT, AM ENDE
Roman

herausgegeben von Richard Pils
Lektorat: Obst & Ohlerich Berlin-Brandenburg/Innsbruck

ISBN-978-3-99126-264-0

© *Verlag* Bibliothek der Provinz GmbH.
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Abendhimmel mit Meeresrauschen, © Sabine M. Gruber

*Die letzte der menschlichen Freiheiten besteht
in der Wahl der Einstellung zu den Dingen.*
(Viktor Frankl)

*Fr. H. wollte heute nicht gewaschen werden im Bad, weil
heute umgeräumt wird – wegen 24h-Betreuung.*

Es ist also entschieden.

Als Vera im Krankenwagen von Großgern nach Hause gebracht worden ist, am selben Tag noch, ist die Entscheidung getroffen worden.

Von Vera? Hat Vera sich entschieden, in dieser letzten schlaflosen Nacht vor ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus? Hugo hat es entschieden. Als Sohn oder als Primarius? Schwer zu sagen.

Es sei einerseits das Beste und andererseits die einzige Möglichkeit. Sonst bliebe nur das Altersheim. Der Primarius hat Nina angerufen, seine Schwester, und ihr genau dasselbe gesagt. Wortwörtlich. Einerseits sei es das Beste für ihre gemeinsame Mutter und andererseits die einzige Möglichkeit. Es sei denn, sie zöge es vor, ins Altersheim zu gehen. Er habe alles Nötige in die Wege geleitet.

Die slowakische Pflegerin Nummer Eins würde am Montag anreisen, am Montag den Dreizehnten.

Wenigstens nicht Freitag, denkt Nina. Nicht dass sie abergläubisch wäre, nein.

Abergläubisch sein bringt Unglück!, pflegt sie zu sagen.

Nur – in letzter Zeit hat sie es nicht leicht gehabt. Sie steckt mitten in einer Zusatzausbildung. Um beruflich

weiterzukommen. Ohne diese Ausbildung, die sie selbst finanzieren muss, könnte sie ihre Arbeit in der Beratungsstelle verlieren. Schlimmstenfalls. Andere Beraterinnen, jünger als sie und nach neuesten Methoden ausgebildet, drängen nach. Nina muss Lernmodule absolvieren, zu den Wochenenden, Freitag bis Sonntag; keines darf sie versäumen; die Abschlussarbeit bereitet sie nebenbei vor; das unbezahlte Praktikum hat sie vorerst aufgeschoben; an die Abschlussprüfung versucht sie nicht zu denken.

Demnächst wird sie sich einer Operation unterziehen müssen. Vielleicht Routine, vielleicht auch nicht. Seit dem Sommer weiß sie, dass etwas mit ihr nicht in Ordnung ist. Die Untersuchung hat warten müssen, weil es Wichtigeres zu tun gab; weil sie sich Sorgen um ihre Mutter machte und Zeit mit ihr verbringen wollte; weil sie Angst hatte und insgeheim auf ein Wunder hoffte. Vielleicht wird alles ganz harmlos sein, vielleicht auch nicht. Das Gewebe sei verdächtig, so hat man sich nach der Voruntersuchung ausgedrückt; diese Art von Krebs sei selten, dennoch bestünde ein kleiner Verdacht, und erst während der Operation, die, wie ihr der Chirurg erklärt hat, nicht ohne Risiko sein würde, werde man Genauerer sagen können und Endgültiges erst Tage später.

Der Termin ist in vier Wochen angesetzt. So früh wie möglich, hat man Nina geraten. Doch da ist die Ausbildung, der Kongress, den sie besuchen muss, weil sie ihn im Voraus bezahlt hat – und Mario. Er hat die Schule gewechselt, weil es in der alten Probleme gab, und in der neuen läuft auch nicht alles rund. Sie sollte mehr für ihn da sein. Viel mehr. Gerade jetzt ist Prüfungszeit. Zu Ninas Angst vor der Operation und ihren möglichen Folgen kommt die Panik,

sie könnte krank werden. Das darf nicht passieren. Auf gar keinen Fall. Nicht einmal den kleinsten Schnupfen darf sie sich holen, sonst muss die OP verschoben werden.

Vera spürt, dass Nina nicht so ist wie sonst, nicht so positiv, nicht so optimistisch. Sie hört es in ihrer Stimme. Bei den ersten Worten hört sie alles aus Ninas Stimme heraus. Worte können anderen Menschen etwas vormachen, Stimmen nicht. Die Stimme lügt nicht. Sie sagt alles. Die Stimme verschweigt auch nichts. Wenn man hinhört. Und die Mutter hört ebenso genau hin wie die Tochter. Sie sind beide darauf angewiesen, auf das Medium Stimme. Sie haben sonst nichts, worauf sie sich verlassen können. Gleich in der Früh telefonieren die beiden, jeden Tag um die gleiche Zeit, so gegen neun Uhr. Ein Ritual. Das Telefon verbindet Mutter und Tochter. Wie eine Nabelschnur.

Durch ihre täglichen Gespräche wissen die beiden so gut wie alles über einander, wenigstens das meiste.

Obwohl Vera mit eigenen großen Sorgen kämpft, macht sie sich nun noch größere um ihre Tochter. Als diese ihr schließlich doch erzählt, was mit ihr los ist, erkundigt sich Vera bei ihrem Sohn, dem Primarius; er habe das nicht sehr ernst genommen, erzählt sie Nina am nächsten Morgen, mein Gott, habe er gesagt, das sei wirklich harmlos, mit solchen Symptomen, wie Nina sie schildere, da würde sie hundert werden, mindestens.

Nina sagt nichts. Was hätte sie auch sagen sollen. Sie verstummt, am Telefon, sie will ihre Mutter nicht noch mehr beunruhigen. Dann spricht sie einfach von etwas anderem.

Die Pflegerin, die ältere von beiden, wird also erstmals am Abend des dreizehnten Oktober anreisen.

Am Morgen desselben Tages wird sie von zu Hause wegfahren, auf der Rückbank eines Kleinbusses oder Vans, einer Art Sammeltaxi, das Pflegerinnen aus der Slowakei an ihre Wirkungsstätten in ganz Österreich bringt. Lenka ist eine früh verwitwete Frau Ende fünfzig. Sie kommt aus einer Stadt weit im Osten. Sie braucht das Geld für ihre beiden erwachsenen Töchter und die Enkeltochter, die am selben Tag Geburtstag hat wie Wolfgang Amadeus Mozart. Vera wird sie darauf aufmerksam machen, und Lenka wird sehr stolz darauf sein. Ihre durchschnittliche Reisezeit nach Neukirch wird sieben Stunden betragen, je nach Verkehrsaufkommen und Witterungsverhältnissen und je nachdem, wie viele Pflegerinnen auf dem Weg an welchem Ort abgeholt oder abgesetzt werden müssen, im Zickzackkurs. Die Fahrpreise sind knapp kalkuliert, die Fahrer chronisch übermüdet. Oft fahren sie hin und retour ohne die gesetzlich vorgeschriebene Pause einzulegen. Manchmal wird in der Zeitung über Unfälle berichtet. Dass diese Taxis nicht öfter in Unfälle geraten, bei denen Pflegerinnen leicht oder schwer verletzt werden oder gar getötet, grenzt an ein Wunder.

Während die für Vera bestimmte Pflegerin seit Stunden im Sammeltaxi zu ihrem Bestimmungsort unterwegs ist, steigt Veras Nervosität. Sie weiß so gut wie nichts über diese Frau. Nur, dass sie Lenka heißt und die ältere in diesem Pflege-Tandem ist, so Ende fünfzig. Das Warten erschöpft Vera und regt sie auf. Sie ist neugierig und ängstlich zugleich. Im Ein- bis Zweistundentakt telefoniert sie mit Nina, die alles tut, um sie abzulenken, zu beruhigen oder gemeinsam mit ihr Antworten auf Fragen zu finden.

Lenkas Ankunftszeit konnte nur ungefähr ermittelt werden, es hieß vage: am Abend.

Veras letztes *Essen auf Rädern* ist heute spät geliefert worden, am frühen Nachmittag. Geplatzer Reifen. Pech. Vera hat ohnehin kaum einen Bissen hinuntergebracht, so aufgewühlt ist sie.

In diesem Oktober ist es schon recht kalt und unwirtlich gewesen, gegen Ende der Woche sollen die Temperaturen neuerlich unter Null Grad sinken. Womöglich wird es sogar demnächst Schnee geben. Doch heute – heute strahlt seit dem frühen Morgen die Sonne, und zu Mittag hat das Thermometer am Küchenfenster fast zwanzig Grad angezeigt.

Am frühen Abend trifft Hugo ein.

Wenig später tritt die Agentin auf. Sie hat das Pflegetandem vermittelt. Sie kassiert eine Vermittlungsprovision und behält fortan einen Prozentsatz vom Lohn der Pflegerinnen ein. Als Gegenleistung erledigt sie die Anmeldung bei der Versicherung und Behördenwege. Im Fall der Fälle, im Krankheitsfall einer Pflegerin zum Beispiel, ist sie verpflichtet, unverzüglich für Ersatz zu sorgen. Jetzt unterhält sie sich mit Hugo über Geschäftliches. Sie ist taff und Vera auf Anhieb nicht besonders sympathisch. Aber das muss sie ja auch nicht sein, Hauptsache, die Pflegerinnen sind nett.

Wird sie nett sein, diese Lenka? Wie wird sich das Zusammenleben mit ihr gestalten? Was ist, wenn ich mit ihr nicht zurecht komme?

Darauf weiß auch Nina keine Antwort, denn ihr Bruder lässt sie weder Einblick noch Einfluss nehmen. Vollendete Tatsachen.

Jetzt kann es doch wirklich nicht mehr lang dauern!

Veras Herz klopft schnell und heftig und so laut, dass sie denkt, jeder müsse es hören können. Gleich wird es ihr aus dem Leib springen. Still liegt Vera in ihrem neuen Fauteuil im Wohnzimmer und wartet. Den Fernseher hat sie ausgeschaltet. Hugo und die Agentin sitzen am Esstisch im Nebenzimmer. Die Tür haben sie offen gelassen. Sie unterhalten sich über Vera, als wäre sie gar nicht da.

Das reißt in letzter Zeit ein und wird zur Gewohnheit: dass Hugo sich mit jemandem über jemand Anwesenden unterhält, als wäre er abwesend. Oder Luft. Zum Beispiel mit der Agentin über seine Mutter oder mit seiner Frau über Nina oder Paul oder Mario. Während sie zusammen beim Essen sitzen oder beim Kaffee. Vera findet das unhöflich und unangenehm, bedrückend. Doch sie sagt nichts. Vielleicht bringt sein Beruf das mit sich. Und dann hat er es im Privatleben übernommen. In seinem Beruf ist das ganz normal. Dass über Anwesende gesprochen wird, als wären sie abwesend. Über Patienten und Angehörige. Auch die anderen, über die Hugo hinwegredet, sagen nichts. Niemand lehnt sich auf oder protestiert. Alle wollen Frieden haben und keinen Streit. Sieht fast so aus, als hätten sie Angst vor ihm. Seiner Autorität.

Ein Buch liegt neben Vera auf dem Tisch, doch jetzt will sie nicht lesen. Sie hat Hugo gebeten, eine Aufmerksamkeit für die Pflegerin zu besorgen, eine schöne Bonbonniere, doch Hugo hält das nicht für notwendig.

Das sind ganz normale Angestellte, die Geld bekommen. Und zwar nicht gerade wenig.

Den neuen Fauteuil, in dem man auch liegen kann, haben Paul und Nina ihr vor ein paar Wochen mitgebracht, als Über-

raschung, weil sie doch schon seit längerer Zeit so schwer aus dem alten Sessel hochgekommen ist; der stammte noch aus Ninas Studentenwohnung, war sehr niedrig und zu einer Art Mulde geformt, körpergeformtes nordisches Design, zum Aufstehen und Niedersetzen vollkommen ungeeignet, erst recht für einen alten Menschen; auch von dem Sofa, das sie ebenfalls von ihrer Tochter geerbt hat, hochzukommen ist kaum noch möglich gewesen. Eigentlich ist es kein Sofa, sondern ein Bett, ein Doppelbett, bei dem unter Tags die beiden Matratzen übereinander gelegt werden.

Also hat Vera sich lieber gleich ins Bett gelegt, im Schlafzimmer, denn das Sitzen am Esstisch, in der Bauernstube, auf dem schmalen Sessel mit dem ausgeschnittenen Herz in der Rückenlehne, war auf die Dauer unbequem, und wo hätte sie sich sonst aufhalten können? Ihr Bett war zum einzigen praktikablen Aufenthaltsmöbel geworden. Da konnte sie ohne Hilfe leicht hinein und wieder herausklettern.

Jetzt, nachdem im Krankenhaus von Großgern mehrere ihrer Wirbel eingebrochen sind, jetzt ist das mit dem Bett schwieriger geworden, doch es geht immer noch, halbwegs.

Der Hausarzt, die *Dienste*, der Physiotherapeut und natürlich Hugo, ja selbst seine Frau und auch der Wahlneffe Franz und Gattin Luise – sie alle klagten, weil Vera zunehmend mehr und viel zu viel Zeit im Bett verbrachte. Das würde, meinten sie und machten bekümmerte Mienen, über kurz oder lang wohl oder übel zur totalen Bettlägerigkeit führen.

Paul und Nina recherchierten und testeten Sitzgelegenheiten in verschiedenen Möbelhäusern, bis sie ein Möbel entdeckten, das ihnen für Veras Bedürfnisse geeignet

erschien. Beinahe hätte das Modell *Muren* des schwedischen Möbelherstellers nicht durch Veras ungewöhnlich schmale Wohnungstür gepasst, das hatten sie nicht bedacht, sie hatten die Türbreite nicht gemessen. Verdammt. Also schälten sie *Muren* im Stiegenhaus kurzerhand aus der Kartonverpackung, ehe sie ihn mit vereinten Kräften durch die Türöffnung schieben konnten. Glück gehabt.

Der *Muren* ist schwer und stabil und lässt sich mechanisch nach hinten kippen. Elektrisch kommt nicht mehr in Frage, nach dem traumatischen Unfall. Vera muss nur fest gegen beide Armstützen drücken, den Schwerpunkt ihres Körpers nach hinten verlagern, schon senkt sich die Rückenlehne, während die Fußstütze sich anhebt und ausklappt. Um die Rückenlehne senkrecht zu stellen, zieht Vera die Armstützen einfach zu sich. Paul hat das Vor- und Zurückkippen geduldig mit ihr geübt, wie damals das Autofahren. Und Vera hat es geschafft! Sie beherrscht das Möbel mit links, bringt sich mit Schwung in die gewünschte Position. Ihr sportlicher Ehrgeiz ist geweckt.

Gutes Training, sagt Vera.

Seither hält sie sich untertags wieder meistens im Wohnzimmer auf.

Als nun plötzlich der Gong durchs Haus schallt, zuckt Vera zusammen und hat ausnahmsweise Mühe, ihr Möbel nach vorne zu kippen, so aufgeregt ist sie. Schwerfälliger als sonst steht sie auf, sie fühlt sich ein bisschen schwindelig, auch die leichte Übelkeit ist wieder da. Ihr Herz scheint zu stolpern. Sie geht die paar Schritte zu dem Rollator, der bereitsteht, dann weiter durchs Esszimmer, bis sie die Tür zum Gang erreicht.

Erwartungsvoll bleibt sie stehen.

Die Frau, die Vera zur Wohnungstür hereinkommen und Hugo und die Agentin begrüßen hört, ist außer Atem; sie schnauft, weil sie mitsamt ihrem Koffer erst im Freien die steilen Stufen bis zur Haustür gelaufen ist und dann die Treppen durch das enge Stiegenhaus in den ersten Stock; gelaufen, ja, soweit ihre beträchtliche Körperfülle es zugelassen hat. Sie strahlt übers ganze Gesicht, rund glänzend, von kurzen schwarzen Haaren umrahmt.

Schnurstracks geht sie auf Vera zu.

Ich – Lenka. Ich neue Pflegerin.

Sagt Lenka, wischt sich mit einem Stofftaschentuch über die Stirn und deutet auf sich selbst, wobei ihr L von weit hinten in ihrem Rachen zu kommen scheint, etwa so, wie die Bewohner mancher Außenbezirke der österreichischen Bundeshauptstadt oder die in der Steiermark Beheimateten diesen Laut aussprechen. Und ihre Vokale sind offen, jedes *e* wird zum *ä*. Auch ihren herzlichen Gruß spricht sie so aus und reicht Vera die Hand.

Hallo!

Grüß Gott, sagt Vera, und versucht sich ein wenig aufzurichten, um der Frau, die vor ihr steht, in die Augen zu blicken. Doch Lenka ist größer als sie es je gewesen ist, größer und schwerer.

Was geht ihr durch den Kopf, bei dieser ersten Begegnung? Wie mag er gewesen sein, dieser berühmte erste und alles entscheidende Eindruck?

Lenka eingetroffen.

Sehr fröhlich,

*spricht laut,
kann nicht deutsch.*

Das wird sie am nächsten Tag in ihren Taschenkalender notieren, und dem wird sie noch allerhand hinzufügen, am Ende wird die ganze Seite vollgeschrieben sein, doch leider in Kurzschrift, die niemand jemals entziffern wird können – denn wer beherrscht heutzutage noch Stenographie!

Am selben Abend noch wird Nina ihre Mutter anrufen, um etwas über diesen ersten Eindruck zu erfahren.

Hallo, bei Frau Hoffmann!, wird eine fremde Stimme ins Telefon sagen und sich vorstellen als:

Ich Lenka, neue Pflegerin.

Hallo Lenka, schön, dass Sie da sind, ich bin Nina, kann ich bitte meine Mutter sprechen?

Mama sehr müde, schon schlafen, rufen morgen!

O.K., dann rufe ich morgen früh wieder an.

Wird Nina sagen und auflegen.

Ihre Mutter ist eben erst eingesnickt. Die Medikamente hat sie gehorsam geschluckt. *Tramal* gegen die Schmerzen in den eingebrochenen Wirbelkörpern, *Temesta* und *Ivaldal* gegen Schlafstörungen. Außerdem Johanniskraut, und *Cipralex* gegen die *vorbekannte Depressio*.

Mitten in der Nacht wird sie aufwachen. Sie wird ganz benommen sein. Sie wird aufstehen und ohne Hilfe ins Badezimmer gehen, auf die Toilette, mühsam, mit dem Rollator, sicherheitshalber, und versuchen, keine Geräusche zu machen. Dabei wird sie am Enkelkinderzimmer vorbeikommen, das manchmal als Gästezimmer fungierte und letzte Woche notdürftig zum Pflegerinnenzimmer

umfunktioniert worden ist. Es ist klein, und das Bett an der Wand links neben der Tür ist niedrig und schmal, nur wenige Zentimeter hoch, für Kinder gedacht. An der Wand hängen Fotos von Veras Enkelkindern, von Hartmut also, von seiner jüngeren Schwester Annelies und von Ninas Sohn Mario, Fotos in verschiedenen Größen, Bilderrahmen und Altersstufen, und dazwischen ein Hochzeitsfoto ihres Wahlneffen, in einem versilberten Rahmen. Neben dem Bett gibt es keine Ablage, dafür eine klapprige Metall-Stehlampe. An der Stirnseite, unmittelbar vor dem Fenster, das nach Norden geht, steht ein Kinderschreibtisch aus Weichholz, bemalt und zerkratzt. Davor ein Stuhl. Den hat Hugo aus der Küche hierher getragen, er ist Teil der *Mindestausstattung für die Unterbringung einer Vierundzwanzigstundenpflegerin*: eigenes Zimmer, Bett, Tisch, Sitzgelegenheit.

So lautet die Vorschrift.

Würde Vera das Zimmer betreten und die von der Decke hängende Leuchte aufdrehen, ein Korb in Form einer zu stark aufgeblühten Glockenblume, dann würde sie im Schein der dämmrig flackernden Energiesparlampe ein aufgeschlagenes Buch auf dem Tisch liegen sehen können, einen slowakischen Liebesroman, in dem Lenka vor dem Schlafengehen gelesen hat, daneben eine angebrochene Packung *Cipralex*, gegen Depressionen.

Neben dem Kinderschreibtisch steht ein einfacher Kleiderschrank aus nordischer Kiefer, mit altem Spielzeug und Kleidung vollgeräumt. Einen Teil hat Hugo dieser Tage für die Sachen der Pflegerinnen freigemacht. Oben auf dem Schrank lagern: ein zusammengerollter Teppich, eine Spielzeugkiste

und ein Stapel Aktenordner. Der fleckige graubraune Nadelfilzboden hat bessere Tage gesehen. Er stammt aus der Zeit, als die Kinder der Vormieterin klein waren. Zum Teil wird er von einem hübschen Perserteppich zugedeckt.

Die Tür hat Lenka einen Spaltbreit offen gelassen, ebenso wie die Tür zum Schlafzimmer. Vera wird vor dem Zimmer innehalten und leise Schnarchgeräusche vernehmen, dazu das laut summende Brummen des Tiefkühlschranks, der sich, eingezwängt zwischen Kleiderschrank und Tür, aus- und wieder einschaltet, in unregelmäßigen Abständen.

Als Vera wieder im Bett liegt, auf dem Rücken, mit leicht angehobenem Lattenrost, sodass sie die Wirbelsäule nicht versehentlich entzweibricht, beim Hinlegen, ist sie beruhigt und beunruhigt zugleich, und beides aus ein und demselben Grund:

Von nun an wird immer jemand da sein.

Am nächsten Morgen wird Nina ihre Mutter anrufen, wie jeden Tag, kurz vor neun.

Hallo, Mama sprechen?

Ja, bitte, danke Lenka, wie geht's Ihnen?

Gut geht! Ich geben Mama.

Mama?

Nina –

Stille.

Kannst du nicht sprechen?

Schon aber –

Du willst nicht, dass jemand zuhört.

– Ja.

Wir telefonieren am Nachmittag, Mama, wenn ich von der Arbeit zurück bin, ist das ein guter Plan?

Ja, ein sehr guter Plan. Da hat Lenka zwei Stunden frei, sie will in den Ort gehen, hat sie gesagt.

Rufst du mich an, Mama?

Ja.

Dann können wir in Ruhe reden.

Ja.

Und nächstes Wochenende kommen wir dich besuchen.

Das wird schön.

Bis dann, Mama, wir haben dich lieb.

Und ich habe euch lieb.

Am Nachmittag wird Nina in der Stimme ihrer Mutter ein wenig Verzweiflung hören und ein wenig Auflehnung dagegen, dass sie Tag und Nacht mit einem Menschen zusammenleben muss, auf engstem Raum, mit dem sie keine Gespräche führen kann. Der keine Ansprache für sie ist. Weil Lenka ihre Sprache nur bruchstückhaft spricht und Vera von Lenkas Sprache kein Wort versteht.

Nina wird versuchen, Vera das Gute sehen zu lassen.

Lenka bemüht sich, immerhin. Sie hat doch ein kleines Wörterbuch mitgebracht, oder? Siehst du, da kann sie alles nachschauen. Mit der Zeit wird sie sich etwas merken. Du wirst sehen, das wird schon, Mama. Ich sehe im Internet nach, vielleicht gibt es einen Sprachkurs. Auf CD vielleicht. Oder ein Buch?

Nina wird sich optimistisch geben.

Das wird schon werden, Mama.

Optimistischer als sie sich fühlt.

Lenka ist fröhlich. Sie hat ein gutes Mittagessen gekocht. Panierten Tiefkühlfisch mit Erdäpfelpüree aus Trockenflocken. Dazu gibt es Rote Rüben aus dem Glas. Das ist Vera

auf jeden Fall lieber als Essen auf Rädern. Viel lieber. Das ewige Warten hat nun ein Ende. Das ist ein Fortschritt.

Du hast ja recht Nina, aber es ist so schwer.

Seufzt Vera.

Ich weiß, Mama, ich weiß.

Nina wird ein schlechtes Gewissen haben, weil sie zum Wochenende Ausbildung hat. Wieder einmal. Erst eine Woche später wird sie wieder nach Neukirch fahren können. Bis dahin wird sie ein Buch gefunden haben, das eigentlich für Kinder gedacht ist und deutsche Begriffe mit Bildern erklärt. Sie wird Vera das Bilderwörterbuch ankündigen und beschreiben. Die ganze Woche über wird sie jeden Nachmittag, während Lenka auf Pause ist, am Telefon mit ihr Pläne schmieden, wie man der Sache mit der Sprache zu Leibe rücken könnte. Vielleicht könnte Vera ihrer neuen Pflegerin ja so eine Art Sprachunterricht geben? Schließlich ist das ihr Beruf gewesen.

Alle Bemühungen werden vergeblich sein. Lenka wird niemals bewusst werden, wie wichtig Verstehen und Verstandenwerden für Vera ist. Überlebenswichtig. Vielleicht hat sie nur kein Talent für Sprachen. Ihr Deutsch jedenfalls bleibt, wie es ist.

Doch im Moment weiß das niemand. Noch besteht Anlass zu den schönsten Hoffnungen.

Vera wird erst gar nicht den Versuch unternehmen, Lenkas Sprache zu lernen. Obwohl das Slawische ihr doch im Blut liegt. Ihre Mutter hatte einen waschecht tschechischen Mädchennamen, den sie allerdings ihrem österreichischen Vater verdankte. Die Mutter ihrer Mutter wiederum, Veras Großmutter also, hatte einen österreichisch klingenden

Namen und konnte dennoch kein einziges Wort deutsch, wenn man der Familienlegende Glauben schenkt.

Veras Mutter oder auch ihre Großmutter – sie hätten mit dem sprachbegabten Kind Tschechisch sprechen können. Doch das haben sie nicht getan.

Stattdessen lernt Vera leidlich Englisch. In der Hauptschule und in der Anstalt für Lehrerbildung. Zum Glück. So kann sie sich in den Wirren zum Ende des Krieges erstaunlich gut durchschlagen. Mit ihrer Mutter und dem todkranken Vater flieht sie aus der russischen Zone, im Süden von Wien, in die amerikanische; auf der Flucht stranden sie in einem Wallfahrtsort. Mariazell. Die Krankheit des Vaters verschlimmert sich. Dramatisch. Er kann nicht mehr weiter. Die russische Armee ist im Anmarsch. Selbst die heilige Muttergottes kann sie nicht aufhalten. Vera flieht Richtung Westen, in die amerikanische Zone. Mit einem Mal ist sie ganz auf sich gestellt.

Mutterseelenallein ist sie, und ihren Vater wird sie nie wiedersehen. Ein paar Wochen später schon ist er tot. An Ort und Stelle begraben.

June 6th, 1945

We hereby certify, that Vera NEUWIRTH is employed as interpreter at the Allied Military Government.

Signed: Captain J.M.LEECH

Executive Officer CIVIL U.S.Army AFFAIRS

Wenig später bekommt Vera sogar eine Stelle als Bibliothekarin in einer der Kultur- und Wohlfahrtseinrichtungen, die der U.S. Militärregierung unterstellt sind – dank ihrer hervorragenden Englischkenntnisse.

Ihre Beziehung zu Professor James P. Pettegrove alias Jim wird ganz bestimmt nicht daran scheitern, dass die beiden nicht ein und dieselbe Sprache sprechen.

*Wenn etwas sehr tragisch und traurig ist, da sind wir
alle erzogen nicht zu weinen und Haltung zu bewahren.*

*Und trotzdem ist es unmöglich. In dem Moment,
wo ein bestimmter Akkord ertönt, wo Musik einsetzt,
da werden Schleusen geöffnet, da kann ich nicht mehr,
da muss ich weinen.*

(Nikolaus Harnoncourt)

Ein sonnig blauer Tag in einem noch jungen Sommer.

Die Frau in dem geblühten Hemdblusenkleid mit Bindegürtel schiebt einen Kinderwagen hin und her, auf dem Platz vor der Kirche. Sie hat kurz geschnittenes weißes Haar, ehemals blond, und ist vielleicht an die siebzig.

Das Kind scheint eingeschlafen zu sein, unter dem dunkelblauen Sonnenverdeck, doch die Frau schiebt den Sport-Wagen, in dem es schläft, weiter und weiter, vor und zurück; kürzer wird die Strecke und immer kürzer, bis das Vor-und-Zurück in sanft rhythmisches Wiegen übergeht.

Jemand, der aussieht, als könnte er der Pfarrer in dieser Kirche sein, nähert sich, winkt in Veras Richtung, während sein Blick wohlwollend den Kinderwagen streift.

Schön, nicht wahr?

Ruft er ihr zu und deutet mit dem Kopf auf den geschlossenen Seiteneingang der Kirche.

Wunderschön!

Erwidert Vera und wiegt weiter ihr Enkelkind, das selig entspannt daliegt, ab und zu heftig an seinem Schnuller saugt oder tief aufseufzt; sie wiegt Mario im Rhythmus

der Musik, die durch die Mauern der Kirche und den geschlossenen Seiteneingang dringt, sich ausbreitet, die Luft durchsetzt, über das Pflaster schwebt, bis zu der hundertjährigen Platane, unter der Vera sich nun auf einer Bank niedergelassen hat.

Wunderschön. In ein anderes als in dieses Wort kann sie es nicht kleiden.

In der barocken Kirche mit dem romanischen Raumgefühl wird für ein Konzert geprobt, das morgen Abend stattfinden soll. Nina und Paul hören sich die Vormittagsprobe an. Am Nachmittag wird Vera an der Reihe sein. Sie freut sich darauf. Schon draußen auf dem Vorplatz zu sein empfindet sie als Erlebnis. Wie die Kirchenmauern die Musik drinnen in sich aufnehmen, einsaugen, ins Freie verströmen. Eine Messe von Mozart. Mehr weiß Vera nicht. Ninas Freundin Helga hat zwei Karten besorgt, sie singt im Chor mit, im Chorus; das Orchester ist berühmt, der Dirigent, Viktor von Weiden, ein Star, den Vera im Fernsehen bewundert hat, beim Dirigieren und in einer Dokumentation. Sehr sympathisch, humorvoll. Nun wird sie ihm persönlich begegnen. Er kann nicht viel jünger sein als sie, vier oder fünf Jahre trennen sie von ihm, doch er wirkt so dynamisch, als wäre er fünfzig, allerhöchstens; so ist das, denkt Vera, wenn man Zeit seines Lebens etwas mit Leidenschaft macht.

In dieser Kirche finden jedes Jahr um diese Jahreszeit Konzerte statt; Paul und Nina besuchen sie regelmäßig; sie lieben Musik; oft reisen sie irgendwohin um sich ein Konzert oder eine Oper anzuhören; ein paar Mal haben sie Vera schon mitgenommen, ehe Mario auf der Welt gewesen

ist; mit Kind ist alles schwieriger geworden. Diesmal wollte Vera unbedingt mit; um ihre Tochter zu entlasten, ihr und Paul ein wenig Zeit zu zweit zu ermöglichen; und weil es ein magischer Ort sein soll.

Magisch, das sagt sich so leicht; beschreiben lässt es sich schwer; mit Worten kann man sich dem Magischen nur nähern; Magie kann man nur erleben; die leicht erhöhte Lage über dem Ort mag eine Rolle spielen; das Eingebettet-sein in eine sanft gewellte Landschaft, an deren Abhängen Weingärten und Obstplantagen rhythmische Streifenmuster zeichnen; Frieden und Harmonie strahlt die Anlage aus, ursprünglich ein Kloster, jedoch längst verweltlicht, zu einem hochherrschaftlichen Schloss umgebaut; ein Ort der Kraft; als könnte er nur so sein und nicht anders; als wäre man angekommen; als wäre man endlich eins mit sich, mit der Welt und mit dem Himmel.

Der alte Gasthof, in dem sie sich einquartiert haben, wirkt heimelig; das Frühstück schmeckt ausgezeichnet, die liebenswürdige Wirtin, die, so sagt man, einem alten Adelsgeschlecht entstammt, hat sie persönlich willkommen geheißen, wie alte Bekannte.

Vera teilt sich mit ihrem Enkel ein geräumiges Zimmer; pastellfarben, helle Holzmöbel, rustikal elegant. Mario hat sein eigenes Gitterbett, doch vor dem Schlafengehen kuschelt er sich an seine Oma. Sie erzählt ihm eine Geschichte und singt ihm vor, geduldig, bis er eingeschlafen ist. Da merkt sie, wie ausgehungert sie nach Kontakt mit einem anderen menschlichen Körper ist. Wie wohl ihr das tut. Ein menschliches Wesen, von dem sie bedingungslos geliebt wird und das sie bedingungslos liebt.

Anstrengend ist Mario natürlich schon. Er ist ja noch nicht einmal zwei Jahre alt und sehr lebhaft. Und naseweis. Vormachen kann man ihm nichts.

Einmal hat sie ihm einzureden versucht, der Rollladenkasten im Wohnzimmer, in dem er interessante Dinge vermutete, die er ihrer Meinung nach besser nicht in die Finger kriegen sollte, ließe sich nicht öffnen. Leider. Weil man dafür einen Schlüssel bräuchte. Woraufhin Mario verschwand. Nur um gleich wieder in der Tür zu erscheinen. Triumphierend hielt er einen Schlüssel in die Höhe, den er irgendwo abgezogen hatte, und sah sie an, schelmisch, sogar er konnte sehen, dass an dem Kasten kein Schloss war. Vera musste lachen. Der Knirps hatte sie durchschaut. Es war ihr erster Versuch, Mario zu überlisten, und sollte ihr letzter bleiben.

Probenpause.

Es ist früher Nachmittag.

Besucher und Musiker strömen aus der Kirche; zuletzt tritt der Dirigent aus der Dunkelheit blinzeln ins Sonnenlicht; er sieht ganz normal aus, so aus der Nähe betrachtet; doch strahlt er nicht etwas aus? Energie.

Seine Frau reicht ihm ein großes Glas, vielleicht Apfelsaft. Jemand stellt sich neben ihn, ein Musiker, fragt, deutet auf etwas in einem Buch, die Partitur vermutlich; der Dirigent hört zu, aufmerksam, zugeneigt, antwortet eindringlich, freundlich.

Ein Japaner im Steireranzug verbeugt, nein: verneigt sich vor ihm, in stummer Ehrerbietung. Der Dirigent erwidert die stumme Geste, ebenso wortlos.

Eine junge Frau spricht ihn an – eine Solistin? Sie entschuldigt sich, für einen Fehler, den sie gemacht hat, weil

sie so aufgeregt war. Viktor von Weiden hält den Kopf ein wenig schief und lächelt.

Sie brauchen sich doch nicht zu entschuldigen, wir sind alle aufgeregt, wissen Sie – das ist unser Beruf. Und es wäre ja direkt peinlich, wenn Sie nie einen Fehler machen würden.

Nina bleibt bei den Musikern stehen, plaudert mit ihrer Freundin, Helga, die zu Vera herüberwinkt und dann den immer noch schlafenden Mario bewundert. Der schon wieder so groß geworden ist!

Paul fährt den Kinderwagen die Straße hinunter zum Gasthof, Vera und Nina gehen zu Fuß; sie nehmen die steile Treppe, die an der Schlossmauer entlangführt, an rosa blühenden Rosenstöcken vorbei, alte, duftende Sorten; man muss achtgeben, wo man hintritt; die Stufen sind ungleich hoch, ausgetreten und etwas brüchig, Glimmerschiefer, rötlich braun.

Es ist ziemlich heiß geworden.

In dem efeubewachsenen, von uralten Bäumen beschatteten Innenhof des Gasthofs essen die vier zu Mittag; jenseits der Mauer plätschert ein Bach; Mario, gerade erwacht, wird in einen Hochstuhl gesetzt und bekommt Butternudeln, leicht gesalzen. Er hat eine Vorliebe für farblose Sachen. Erd- oder Himbeeren sind ihm suspekt. Er bevorzugt Bananen und von ihrer Schale befreite Äpfel. Lieblingsgemüse: Kohlrabi. Ein Purist. Vera denkt an ihre Kindheit zurück und ist froh, dass seine Eltern ihn nicht zum Essen von etwas Bestimmtem anhalten, ihm etwas aufzwingen.

Zur Nachmittagsprobe hat Vera in der vorderste Kirchenbank Platz genommen; Nina hat es ihr ans Herz gelegt;

der Altarraum ist mit einem steil ansteigenden, mehrstufigen Holzgestell ausgefüllt, das für das Konzert gebaut worden ist; der Chor hat schon Aufstellung genommen; davor stehen die Solisten; und keine drei Meter von Vera entfernt sitzt das Orchester.

Da kannst du, hat ihre Tochter gesagt, hören und sehen, wie der Dirigent den Musikern die Musik erklärt.

Aber ich verstehe doch sowieso nichts von Musik.

Wehrt Vera ab, wie sie es immer getan hat.

Da braucht man von Musik nichts zu verstehen, Mama, du wirst sehen.

Die Probe beginnt. Nach wenigen Minuten schon begreift Vera, was Nina gemeint hat. Dass man nichts von Musik verstehen muss, um sie zu verstehen. Gebannt lauscht sie der Musik. Und den Worten des Dirigenten. Wie unbequem sie in dem barocken Kirchengestühl sitzt, wie schmal die Sitzfläche, wie hart der Rand der Rückenlehne sich in ihre obere Wirbelsäule bohrt, wie feuchtkalt die Luft, die von dem schwarzweiß gewürfelte Steinboden aufsteigt – sie spürt es nicht mehr.

Latein hat Vera nie gelernt, doch was der lateinische Messtext bedeutet, das versteht sie sehr gut; und wie der Dirigent die Musik erklärt, bildhaft und humorvoll, das versteht jeder.

Vera nimmt alles in sich auf; die Musik, den Raum, die Bewegungen der Musiker, den Klang der Instrumente, das Lachen der Sänger, wenn Viktor von Weiden wieder einmal abbricht und einen bildhaften Vergleich anstellt, die konzentrierte Aufmerksamkeit, die Ernsthaftigkeit, die Heiterkeit.

Zweite Geigen – das muss so hineinzwitzchern.

Kaum hat er das gesagt, hört Vera es auch schon: Vogelgezwitzcher. Wie die Musik nach draußen dringt, in die Natur, so überwindet die Natur die Mauern und erfüllt die Kirche. Alle richten den Blick nach oben, ungläubig; Solisten, Chorsänger, Musiker im Orchester – alle schmunzeln.

Ah, der Heilige Geist.

Bemerkt Viktor von Weiden trocken.

In Veras Kopf fügen sich Gedankenketten in die Räume zwischen den lateinischen Worten und den bildhaften Beschreibungen des Dirigenten. Sie muss an Johann denken. Ein Akkord, ein Klang löst etwas in ihr aus. Traurigkeit. Schmerz. Lieber Gott, wie soll das nur mit ihm weitergehen. Wieder hat er seine Arbeit verloren. Und zugleich löst die Musik etwas. Im selben Augenblick. Es könnte ja auch einmal ein Wunder geschehen. Erbarme dich unser. Sie spürt Tränen in sich aufsteigen, die zugleich dem Schmerz und der Hoffnung entspringen. *Miserere nobis*.

Der Einsatz der Posaunen da klingt ja wie pisserere, ihr müsst aber *miserere* spielen. Bitte! Und dieses *miserere* bedeutet hier: Lieber Gott, wie soll das nur weitergehen!

Vera wird am Abend davon erzählen, begeistert, mit ein wenig Stolz und immer noch ungläubig, dass sie alles verstanden hat.

Wild bitte! Ganz wild müsst ihr da singen. Ja, ich weiß, da steht *Et in terra pax hominibus bonae voluntatis*, aber Mozart wollte sagen: Diese Hundlinge, die nicht bonae voluntatis sind, die verdienen gar keinen Frieden!

Erzählt sie weiter, während sie im Garten einer Weinschänke auf einem sanften Hügel an einem Glas Schilcher-

wein nippt, der ein wenig herb schmeckt und trotzdem nach süßen Walderdbeeren duftet.

Und stellt euch vor – die haben dann wirklich wild gesungen, das konnte sogar ich hören!

Sie beißt in ein Schwarzbrot mit Butter, Bauernschinken und Kren und ihr Blick wandert über den nächsten Hügel zum übernächsten, der in milde Abendsonne getaucht ist, goldgrün.

Ich hab mir unmöglich alles merken können, das müsste man sich direkt notieren. Aber ich hatte nichts zum Schreiben mit. Das Lustigste hat er vor der Probe gesagt. Da hat der Leiter von diesem Chor die Sänger umgestellt und alle haben gewartet, dass er endlich fertig wird. Dann hat er noch jemanden von der ersten in die zweite und jemand anderen von der dritten in die zweite Reihe gestellt, das ging immer so weiter, und da sagt der Dirigent: Na, Herr Hochreither, haben Sie jetzt alle fertig umgetopft?

Nina sieht nach Mario, der im Garten der Weinschänke ein anderes Kind entdeckt hat, etwas älter, und sich mit ihm zu verständigen versucht.

Die Probe zu hören war ein Erlebnis für mich, sagt Vera zu Paul, der neben ihr auf der Holzbank sitzt und zustimmend nickt. Sie schauen ins Land. Wie die untergehende Sonne Schlaglichter wirft. Wie nach einem ausgeklügelten Regiekonzept.

Schön, dass ihr mich immer mitnehmt.

Ohne dich, sagt Paul, könnten wir vieles nicht machen.

Ich habe großes Glück mit meinem Schwiegersohn, das muss ich schon sagen, insistiert Vera und fügt nach einer Weile hinzu: mit meinem Lieblingsschwiegersohn.

Paul lacht.

Und ich mit meiner Lieblingsschwiegermutter.

Paul ist kein Mann vieler Worte; doch Vera weiß, sie kann sich auf ihn verlassen, auf ihn und auf Nina, bedingungslos. Spürt sie, wie wichtig das für sie sein wird, später einmal, dieses bedingungslose Sich-verlassen-Können?

Das Konzert wird aufgenommen, sagt Paul, du kriegst die CD.

Da freu' ich mich jetzt schon.

Am nächsten Abend wird Vera, schön frisiert und von ihrer Tochter dezent geschminkt, die goldenen Clipse, die Paul und Nina ihr zum siebzigsten Geburtstag geschenkt haben, an ihren Ohren befestigen. Sie hat ihr bestes Kleid angezogen. Das Millionenkleid, wie sie es nennt, weil sie für ihre Begriffe so viel Geld dafür ausgegeben hat. Oft hat sie nicht Gelegenheit, es zu tragen. Im Innenhof des Schlosses, hinter der Kirche, wird sie vor dem Konzert Arm in Arm mit ihrer Tochter lustwandeln. Sie wird ein Gläschen Wein von einem Tablett nehmen und ein Stückchen Kürbiskernbrot aus einem Korb. Nach und nach wird sich der Hof mit prächtig gekleideten Menschen füllen, viele in festlicher Landestracht; sogar eine Ministerin wird dabei sein und eine Landeshauptfrau.

Da ist auch wieder der Japaner im Steireranzug.

Das, erklärt Nina ihrer Mutter, ist Viktor von Weidens glühendster Verehrer. Der reist ihm überall hin nach, stell dir vor! Er sitzt in jedem Konzert, egal wo auf der Welt. Die im Chor und im Orchester sagen schon unser Japaner. Ich finde das berührend. Wenn Viktor von Weiden jemals stirbt, was ich mir lieber gar nicht vorstellen will, dann erweist ihm sein Japaner bestimmt die letzte Ehre.

Die Japaner haben ja viel weniger Urlaub als wir – so wie die Amerikaner.

So wie dein James Pi!

Vera lacht.

Er ist nicht mein James Pi!

Ist er doch!

Von dem Japaner muss Vera unbedingt ihren Freundinnen in ihrem Kaffeehauskränzchen erzählen, zu Hause in Neukirch. Die werden Augen machen!

Dabei müsst ihr wissen, wird Vera zu ihren Freundinnen sagen, stolz, ihm so nahe gekommen zu sein, er ist ein Weltstar!

Nach dem Konzert wird Vera mit Nina mit anderen Konzertbesuchern die Treppe zum Gasthof hinunterprozessieren. Sie wird noch ganz im Bann der Musik sein. Ein laues Lüftchen wird ihr den Duft von Rosen in die Nase wehen.

Ich verstehe ja nichts von Musik, aber –

Nina wird sie unterbrechen.

Aber Mama, musst du etwas von Bäumen verstehen, weil du gern im Wald spazieren gehst?

So, wird Vera sagen, so habe ich das noch nie betrachtet.

Mozarts Musik wird in ihr nachwirken. Nie wieder wird Vera diese Selbstbezeichnung aussprechen, diesen Gedanken, der ihr in Fleisch und Blut übergegangen ist; dass sie von Musik nichts verstehe und Musik deshalb nicht für sie bestimmt sei; ihr von Rechts wegen nicht zustehe. Viktor von Weiden hat sie geheilt. Irgendwann wird sie sogar aufhören es zu denken. Stattdessen wird ihr etwas anderes in den Sinn kommen. Dass nämlich die Musik, die sie und

Hugo Zeit ihres Lebens aufs tiefste hätte verbinden können, sie voneinander fern gehalten hat, unüberbrückbar. Der Gedanke liegt mehr als nahe. Es wird ihr schwerfallen, ihn zu denken, so schmerzhaft ist er.

Vera wird sich ein- und zugestehen, dass Musik sie glücklich macht. Sie wird sich eine kleine Stereoanlage besorgen und Musik hören. Musik wird sie fortan aufheitern, beruhigen, aufwühlen, zu Tränen rühren und erschüttern.

Zu Hause wird sie sich mit einer befreundeten Lehrerin zusammentun, pensioniert und alleinstehend; ihr macht das Autofahren nichts aus, auch nicht am Abend, wenn es finster ist. Mit ihr gemeinsam wird sie im Sommer zu Konzerten in der Umgebung von Neukirch fahren, an wunderschönen, stimmungsvollen Orten, in Kirchen und Klöstern. Es werden besondere Momente in ihrem Leben sein. Ankerpunkte. Aus ihrem Alltag herausragend wie Leuchttürme.

Vera fährt nicht mehr so gern Auto, seit sie älter geworden ist. Ihre Fahrten beschränken sich auf die Strecken, die sie gut kennt; zum Supermarkt fährt sie, wenn sie einen größeren Einkauf macht, oder zum nächsten Bahnhof, um einen Zug nach Kirchleiten zu besteigen. In der Dunkelheit fühlt sie sich beim Fahren unsicher; vor allem wenn es regnet und die nasse Fahrbahn das grelle Licht der Scheinwerfer von entgegenkommenden Autos verdoppelt. Früher hat ihr das nichts ausgemacht, als die Kinder noch klein waren; in den babyblauen VW-Käfer hat sie einfach ihre Kinder hineingepackt und ist losgefahren. Nachdem der Käfer seinen Geist aufgegeben hatte, hat Hugo ein großes Auto angeschafft. Mit dem ist sie nicht zurecht gekommen.

Sie ist aus der Übung gekommen. Irgendwann hat sie sich nicht mehr getraut. Hugo war das wohl ganz recht.

Zwanzig Jahre lang ist Vera nicht Auto gefahren.

Das kann ich nicht, das ist nichts für mich, ich brauche das nicht, ich kann mit dem Bus fahren.

Doch dann, nach ihrer Trennung von Hugo, hat Paul ihr gut zuredet. Sie überlistet, wieder damit anzufangen. Er ließ sie die Sache ganz unverbindlich ausprobieren, in seinem kleinen Auto, auf einem Zuckerrübenplatz, mitten im Nirgendwo, wo niemand sie sehen konnte. Sie fasste Mut. Paul war ein geduldiger Fahrlehrer. Er gab ihr das Gefühl, es schaffen zu können. Als sie sich wieder sicher fühlte, hat ihr Sohn Hugo ein altes Auto mit Halbautomatik für sie aufgetrieben.

Kurz nach ihrem sechzigsten Geburtstag hat Vera sich einen kleinen Gebrauchtwagen gekauft, mit Automatik.

In Babyblau.

Ihr erstes eigenes Auto.

Erstmals seit Langem und für lange Zeit fühlte sie sich wirklich frei.

Sabine M. Gruber, geboren 1960 in Linz, hat an der Universität Wien Französisch und Russisch studiert, Klavier- und Cembalospielen und Singen gelernt und ist diplomierte psychosoziale Beraterin. Neben Romanen, Erzählungen, Lyrik und Essays hat sie mehrere Sachbücher zum Thema Musik, Kultur und Reisen veröffentlicht. Sie lebt in Klosterneuburg bei Wien.

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien